# Eva im Dorfe

Autor(en): **Matthey, Maja**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **14 (1910)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-574703

**Nutzungsbedingungen**

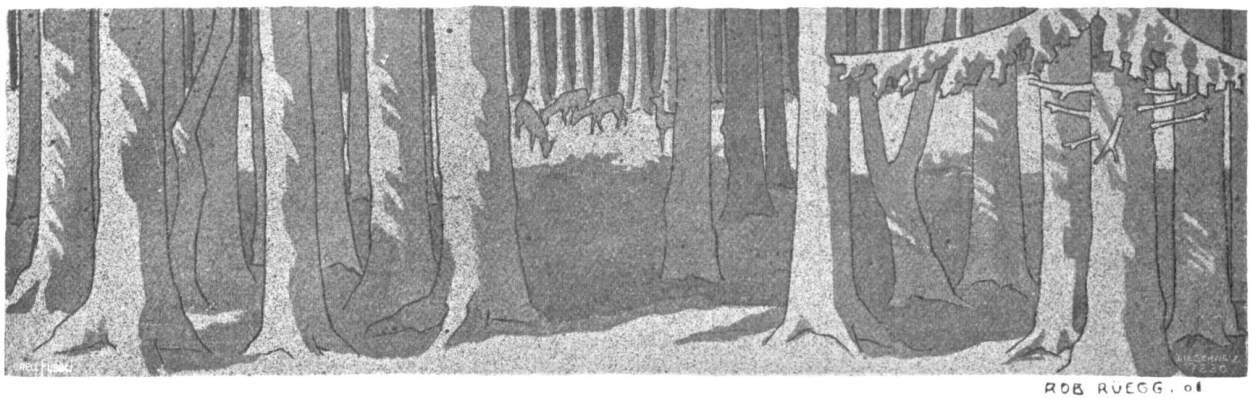
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**




# Septembernacht

Das sind die zarten, sommermüden Nächte,
Die still und lind aus weichen, guten Händen
Der müdgehetzten Seele Ruhe spenden.

Wie weiße, lichte Nebel ziehn die Stunden,
Und über heiße, nievernarbte Wunden
Legt sich ein kühles, köstliches Vergessen.

Und Kindheitsträume, keusch wie Frühlingsblumen,
Die lang im hartgefrornen Erdreich schliefen,
Entsteigen den verborgnen Seelentiefen

Und breiten leise flaumbedeckte Schwingen,
Die lautlos zu den weißen Fernen dringen...
In diesen kühlen, herbstgebornen Nächten.

Maria Waser, Zürich.

---

# Eva im Dorfe.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Tessiner Novelle von Maja Matthey, Solothurn.

II.

Die Glocken von Ravecchia läuteten den Feiertag ein. Freudig sprangen sie im eisernen Räderwerk auf und nieder, dessen Zähne in die Ketten griffen und rasselnd die Gewinde drehten.

Die Dörfler standen zusammen auf dem Dorfplatze oder vor ihren Hütten und lauschten dem Glockenspiele.

Morgen war das Fest des heiligen Blasius, ihres Kirchenpatrons. Darum sprangen die Glocken so flink wie Böcklein, die aus dem Stall auf die grüne Weide geführt werden. Aus dem Tale war der Winter gewichen, und die Alpe begann zu grünen. Vor dem Madonnenbild am Bache standen die ersten Krokus, und die Schneeglöckchen blinkten weiß und frisch in den fallenden Abend.

„Eva, wie gefällt dir das Zeug?" rief Alessandro dem Mädchen zu, das sein Kammerfenster schließen wollte.

Er hielt ihr den Stoff in die Höhe. Sie sah in der Dämmerung etwas Weißes schimmern, konnte aber das Bild nicht erkennen, das darauf gezeichnet war.

„Komm hinter den Feigenbaum; da gebe ich es dir!" sagte Alessandro.

„Da muß ich an der Mutter Clelia vorbei. Die hat scharfe Ohren und hört es durch das Brunnenplätschern hindurch, wenn zwei zusammen sprechen nach Feierabend. Sie hat es gehört, als die Anna den Mario bat, ihr in diesem Jahr die Rebstöcke zu beschneiden," wandte das Mädchen ein; sie fürchtete sich, eine neue Zurechtweisung zu erhalten, die vielleicht schärfer ausfiel als die Belehrung der Greisinnen über die Wunder des Heiligen.

„Du hast recht, Eva, die Mutter Clelia hat scharfe Ohren und einen Mund, darin läuft die Bosheit zusammen wie bei andern das Wasser, sobald sie einen Burschen bei einem Mädchen stehen sieht. Komm in meinen Rebberg; zwischen den Rebstöcken sieht uns niemand," flüsterte er.

„Im Rebberg ist es einsam," sagte die Eva. „Da kriechen die Schlangen des Nachts aus den Mauerlöchern und pfeifen."

„So will ich dir das Zeug morgen geben," antwortete Alessandro und ließ den Stoff leuchten im Mondlicht.

„Wirf ihn mir herauf," bat Eva, deren Begehrlichkeit nach dem schimmernden Zeuge im Wachsen war.

„Da möchte er in den Staub fallen," sprach Alessandro. „Die Schlangen schlafen bis Mitternacht, und dann bist du längst wieder daheim und hast das Zeuglein in deiner Truhe!"

„Ich fürchte mich im Weinberg," sagte das Mädchen zaghaft.

„Wir sind zu zweit," rief Alessandro triumphierend. „Komm jetzt! Ich muß bald heim und das Pulver mischen zum Festschießen..."

„Warte mir, Alessandro! Ich muß vorsichtig gehen," entgegnete Eva. „Der Vater hört es nicht; aber die Mutter kommt gleich gesprungen, wenn eine Diele kracht!"

Alessandro wickelte das Zeug zusammen und harrte auf das Mädchen.

Die Zeit brauchte ihm nicht lange zu werden. Laut aufatmend stand sie neben ihm und zog sich die Holzschuhe an ihre Füße.

„Komm!“ befahl er, legte den Arm um sie und zog sie durch die Dunkelheit der Gasse in den Rebberg, der hell im Mondschein lag. Sie setzten sich auf einen Steinblock, der aus dem weichen grünbewachsenen Boden aufragte, und sahen sich an.

Alessandro ergriff das Händchen der Eva und legte ihr den Stoff hinein. Vorsichtig breitete sie das bunte Zeug auseinander. „Ei, die schönen Rosen,“ jubelte sie, „fast so schön, wie die Rosen im Maikleid Unserer Lieben Frau!“ Sie hielt das Zeuglein von sich ab und ließ es in Falten über ihren Arm hängen und band es sich vor und hob es an die Lippen und legte ihr braunes Bäcklein zärtlich in den Stoff, der weich und schmiegsam war, nach dem Laden roch und nach Neuheit.

Der Bursche betrachtete sie entzückt.

Die Eva war noch schöner im Mondschein als am Bache, wo der Wind bald ihre krausen Nackenhaare und bald ihre Füße zeigte. Er mußte den Atem anhalten und sie immer wieder betrachten.

„Du,“ sagte er, „laß mich noch einmal dein Füßchen küssen!“ Er mußte es zweimal sagen. Das Mädchen war mit dem Zeug beschäftigt und hörte nicht hin auf Alessandro.

„Hast du gehört, du?“ wiederholte er, als sie weiter tändelte, sich wendete und drehte und den Stoff bald um ihr Hälslein und bald um die Hüften schlang. „Du mußt mir gehorchen! Du bist ein schwaches Ding!“ drohte er. „Meine Arme sind stark; schau, die Muskeln sind so dick wie die des Giacomino!“ Er streifte den Hemdärmel zurück, drückte den Unterarm gegen den Oberarm und ließ die Muskeln anschwellen.

Die Eva lachte verlegen. Es fiel ihr ein, daß sie allein mit dem Alessandro im Rebberg war. Die Leute schliefen in ihren Betten oder schwatzten am Kaminfeuer. Sie dachten nicht an die Eva, deren Arme bräunlich glänzten, rund und zart geädert waren, aber nicht die Kraft des Alessandro besaßen.

Zaghaft streckte sie ihr Füßchen unter dem Gewande hervor. Ueber dem Knöchel, gerade da, wo die Lippen des Alessandro gelegen hatten, war ein brandrotes Mal entstanden.

Blitzschnell zog die Eva ihr Füßchen zurück. „Es ist wahr, was die Mutter Clelia gesagt hat,“ rief sie dem Burschen heftig zu. „Es ist wahr!“ Ihre Angst vor seiner Stärke wich dem Zorn über seine Listigkeit, mit der er sie gezeichnet hatte. „Was meinst du, Eva? Gib dein Füßchen in meine Hand!“ sagte Alessandro begehrlich. Er hatte kaum Zeit gehabt, den weißen Schimmer wahrzunehmen: da war er ihm schon entzogen worden.

„Gib es mir,“ bettelte er.

„Nein,“ entrüstete sich das Mädchen, „du hast mir ein Mal ins Fleisch gezeichnet! Ich war eine Zweifelsüchtige und mußte gelehrt werden, unserem Kirchenpatron zu vertrauen. Ich traute auch der Mutter Clelia nicht, die sagte: ‚Wo ein Bursch ein Mägdlein berührt, wird es unansehnlich wie eine angegangene Frucht!‘ Du hast es gewußt, du Arglistiger!“ Zornblitze schossen aus ihren Augen. Ihr liebliches Gesicht entstellte der Aerger, der ihr in die Seele gefahren war.

Der Alessandro hat mich überlistet, wie mich die Gespielinnen überlisteten, sagte sie sich, und langsam stieg in ihr die Ahnung auf, wie dornenvoll der Weg war, den man gehen mußte, um durch Erfahrung klug zu werden.

Gerade stand der Mond rund und weiß über der Schlucht von Sementina und leuchtete in die kahlen Rebstöcke und das gegenüberliegende Ravecchia hinein. Das zerfallene Mauerwerk glänzte in dem weißen Lichte, und die Löcher und Schrunden sahen schwärzer aus als zuvor.

„Dummes Ding,“ schalt Alessandro, „die Mutter Clelia sagt das aus Neid, weil keiner sie küssen mag!“

Er stand auf, um die Eva zu fangen.

Sie war flinker als er. Schnell sprang sie zwischen den Rebstecken hindurch in den höher gelegenen Teil des Hügels. Dort erhob sich Terrasse über Terrasse, und ihrer leichten Last und der Geschmeidigket ihrer Gelenke war es nicht schwer, von Mäuerlein zu Mäuerlein zwischen den Reben hindurch zu springen.

Mühsam folgte ihr der Bursche nach. Da tönte ein dumpfer Ruf durch die Luft. Die Erde schien zu erzittern unter wildem Gestampfe. Sie hielten beide im Rennen ein und sahen sich erschrocken an.

„Der Stier ist ausgebrochen!“ schrie Alessandro. „Der Torone ist losgekommen!“

Angstbleich knickte das Mädchen in die Knie.

Der kurze wilde Ruf des Tieres kam näher, und das Aufstampfen seiner Hufe durchtönte die Stille der Nacht.

„Was können wir tun?“ jammerte die Eva.

„Ich weiß es nicht,“ sagte Alessandro. „Er ist stark, der Torone. Ich habe kein Messer, ihn abzustechen, wenn er kommt, und keinen Strick, ihn zu binden. Er würde mich auf die Hörner nehmen und in die Luft werfen und mir die Därme aus dem Leibe zerren!“

„Wir wollen uns verstecken,“ flüsterte die Eva und wollte hinter ein Mäuerlein springen.

Da sah sie das Tier über sich am Abhang stehen, den krausen Kopf zurückgeworfen, die Augen starr in die Mondscheibe gerichtet. Aus seinen Nasenlöchern dampfte der heiße Atem in grauen Schwaden, und seine Vorderhufe bohrten sich in den Boden, bis die jungen Graskeime umherflogen. Steil stellte der Stier den Schwanz in die Höhe wie eine junge Haselrute.

„Madonna,“ flehte das Mädchen, „bitte für uns!“ und fiel in die Knie.

Giacomino kam und schwang die Geißel.

„Torone,“ lockte er, „Torone!“ Seine Stimme bebte, als er das Tier frei über dem Abhang stehen sah. Wenn es einen Fehltritt tat und das Mäuerlein hinunterstürzte, kam es zu Schaden. Die Mühe eines Jahres war dann für ihn verloren. Alle die Zeit, die er sich abgespart hatte an den gewöhnlichen Vergnügungen der jungen Männer, wurde zum unnützen Opfer. Wenn seine Kameraden den Mädchen nachgeschlichen waren, war er zu dem Tiere gegangen, hatte es geputzt und geliebkost und ihm leckere Kräutlein ins Maul geschoben.

Der Stier duckte den Kopf bei seinem Anruf, wühlte die Hörner in den Boden und warf die Erdstücke hoch auf.

„Torone!“ rief Giacomino und ließ die Geißel durch die Luft sausen.

Wild brüllte der Stier auf. Seine Kette hatte er zerrissen und mit dem Stoß der Hörner die Stalltüre zerbrochen. Es war Frühling. Er war frei und brauchte nicht zu gehorchen.

Die Stimme Giacominos ging ins Schelten über. Die Leute streckten ihre Köpfe aus den Fenstern.

„Der Torone ist losgekommen!“ riefen sie einander zu. Erschrocken verzogen sich die Neugierigen. Die Mutter Clelia holte den Rosenkranz aus der Tasche und begann zu beten. Der Torone war der Liebling ihres Sohnes. Wenn dem etwas geschah, würde er untröstlich sein. Sie wischte sich die Augen.

„Was ist Gutes zu erwarten, wenn ein Unvernünftiges sich befreit!“ flüsterte sie bange und drehte an ihren Perlen.

Ein Schwaden von Angst stieg von den Menschen auf und vermischte sich mit der Frühlingsluft, die scharf und sturmgesättigt über dem Dorfe lag. Zirkelrund hing die gelbe Mondscheibe am Himmel und weckte mit ihren fahlen Strahlen die geheimen Kräfte der Erde. Das grüne Gras stellte sich, und in den Rebstöcken stieg der Saft aus den Wurzeln empor. Das quoll in dem Holze und drängte durch die braunen Rinden nach außen. Ganze Büschel von Primeln leuchteten aus den Mauerritzen. Ihre gelben Kelche waren weit geöffnet, und wenn ein Strahl des Lichts sie traf, war es, als husche ein Lächeln über sie hin. Sie erzitterten nicht bei dem kurzen wilden Ruf des Stieres und fürchteten seinen heißen Atem nicht. Berglasten von Schnee hatten auf ihnen gelegen und ihre Knösplein zurückgedrückt in die Erde. Ihre Würzelein hatten sich voll Kraft gesogen, und nahm sie der Stier auf seine Hörner und schleuderte sie hoch in die Luft, daß die Erdbrocken herumstoben, so fielen sie an einen andern Ort, wo sie anwachsen und weiterblühen konnten. Sie waren nicht zerbrechlich wie der Mensch. Sie waren eins mit der Natur, dem Frühling und der starken Kraft der Tiere...

III.

Die Eva kauerte hinter einem Rebstocke und wagte kaum zu atmen. Die Glieder flogen ihr am Leibe, von der Angst zu rasender Beweglichkeit angetrieben. Sie sah mit den Augen in die weiche Frühlingserde, das Köpfchen tief ins Gras geneigt. Sie getraute sich nicht mehr, einen Gedanken zu formen, und es kam ihr vor, als setze ihr Herz, das so heftig gegen die Rippen gepocht hatte, auf einmal mit dem Schlage aus. Die Erde bebte unter ihr, als hätte sie plötzlich einen Schüttelfrost bekommen. Das Mädchen fühlte, wie ein Schnauben und Schnaufen über ihr war, das ihr in den Ohren brauste wie das Schnauben der Eisenbahn.

„Mein letztes Stündlein ist da,“ hauchte sie und fühlte, wie sie hochgehoben wurde, hoch, hoch empor zum Himmel. Ei, wie schön war es zu fliegen! Ob sie wohl gerade hinein in die Mondscheibe flog? Zaghaft hob sie die Lider um die Breite eines Messerrückens. Da vermeinte sie, den heiligen Blasius zu sehen, der sich lächelnd über sie neigte und sie in der Schwebe hielt, damit sie nicht zurückfallen mußte zur Erde. Er hatte ein Zeuglein umgeschlungen wie das ihr von Alessandro gekaufte. Lauter Rosen waren darin eingenäht. Aber das Gewebe war von weißer Seide und knisterte und rauschte, wenn er den Atem aus- und einzog. Sie hörte nichts mehr von dem Schnauben des Stieres und fühlte, wie alle Angst aus ihrem Herzen gewichen war. „Nun bin ich der irdischen Not entrückt und gerade in den Himmel gefahren,“ dachte sie. Sie konnte wieder zusammenhängend denken und freute sich, daß ihr Schicksal sich so freundlich gewendet hatte. Tief unter ihr war die Erde mit ihren Gefahren und den Tausenden von Aengsten, die sie für das Herz eines schwachen Mädchens bereit hielt.

Die Eva wagte die Lider ein wenig mehr und ganz emporzuheben, um sich recht satt zu sehen an der paradiesischen Herrlichkeit. Da verschwand das Antlitz des heiligen Blasius, das alt und runzelig war. Sie sah das vor Anstrengung gerötete Gesicht des Giacomino über sich, der sie behutsam aus ihrem Versteck gehoben und sanft in den Armen hielt. Der freute sich, als sie die Aeuglein klar zu ihm aufschlug, so sehr, daß er vergaß zu fragen, wie sie zur Nachtzeit in die Rebstöcke geraten sei.

„Eva,“ sagte er, „ich habe den Torone eingefangen und an einer doppelten Kette festgebunden im Stall. Er rannte gerade auf dein Versteck zu, als ich ihn fassen und fesseln konnte...“

Langsam besann sich die Eva zurück auf die Erde. Ihr kam das Weinen an. Es war so schön gewesen, sich in den Himmel versetzt zu glauben, in die Arme des heiligen Dorfpatrons. Nun war es der Giacomino, der sie hielt, und über ihr spazierten die Sterne fremd und fern am Himmel, dem Monde nach, und wußten nichts von der Eva.

Die Tränen schossen ihr aus den Augen.

„Morgen kommt der Torone auf die Alpe, Eva; da wird er dich nie mehr erschrecken!“ bat Giacomino, dessen graue, von dunkeln Wimpern umkränzte Augen treuherzig auf das weinende Mädchen sahen und umherblickten, ob nirgends eine Hilfe herbeikäme, um ihm beizustehen. Er hatte noch niemals ein Mädchen zu trösten gehabt und keinen andern Begriff von den Frauen, als daß sie schreckhafte und scheue Geschöpfe seien in ihrer Jugend und mit den Jahren sich auswechselten in streitsüchtige Wesen, die wie ein Tropfen Wermut waren, bitter auf der Zunge, aber notwendig für das Gedeihen des Hausstandes. Niemand kam herbei und half ihm aus der Verlegenheit. „Schau, da ist dein Zeug, ganz frisch und unversehrt!“ sagte er schnell, als er den bunten Lappen erblickte. „Eva, weine nun nicht mehr!“ Er hielt ihr das rosenbemalte Tüchlein vor die Augen.

Dem Mädchen fiel der Alessandro ein. Der hatte sich fortgeschlichen und sie allein gelassen mit dem Stier in der Einsamkeit des Rebberges.

Ihr Herz verhärtete sich. Wegen dem Alessandro war das Ungemach über sie gekommen. Um seinetwillen war sie in die Rebstöcke geraten statt friedlich in ihrer Kammer zu schlafen. Erst hatte er sie hinter den Feigenbaum gelockt... Vorsichtig streckte sie ihren Fuß hervor, sodaß es Giacomino nicht sehen konnte. Es war kein rotes Stellchen mehr darauf zu sehen. Er war ganz weiß und ohne Fehl. Eine köstliche Freude rann durch sie hin. In den Himmel war sie zwar nicht gekommen; aber ihr Fuß war wieder weiß wie vorher. Hurtig sprang sie von den Armen des Giacomino herunter.

„Ich danke dir,“ sagte sie. Ihre Tränen waren ver-

siegt, und die helle Lebenslust funkelte ihr aus den Augen, so klar und frisch, daß Giacomino den Arm ausstreckte, sie zu sich zurückzog und, ehe sie daran dachte, ihr herzhaft die Lippen abküßte.

Sie wehrte sich vergebens und kam nicht dazu, den Burschen zu schelten. Seine Lippen saßen so fest auf den ihren, daß sie kein Wort hervorbringen konnte. Nach und nach kam ein Gefühl des Geborgenseins über sie.

Der Giacomino verstand, den Stier zu bändigen und die Gefahr von ihr abzuhalten. Er hatte sie in seinen Armen gehalten und keine neugierigen Fragen gestellt. Ihre Lippen begannen sich denen des Giacomino zu fügen und ihm die Zärtlichkeit zurückzugeben. Achtlos ließ sie das Zeug auf den Boden fallen, die roten Rosen mit dem lichten Untergrund ...

Es war etwas anderes, ein Mägdlein in eine Gefahr bringen und darin lassen oder sie heraus und ans Herz nehmen! Innig schlang sie ihren Arm um den Nacken Giacomino's. Der beugte sich darunter wie der Stier unters Joch und stieß ein paar kurze schnaubende Seufzer aus.

„Ehe die erste Messe beginnt, gehen wir zum Pfarrer, liebe Eva," sprach der Bursche bestimmt und ließ seine Augen blitzen im stolzen Gefühl seines errungenen Besitzes. „Der mag es mit meiner Mutter und deinen Eltern in Ordnung machen."

Das Mädchen nickte. Er hob sie hoch und aufs neue in seine Arme.

„Laß mich dich tragen," bat er, „heraus aus diesem Rebland, das nicht das meine ist!"

„Wohin willst du mich tragen?" fragte Eva und schmiegte sich an ihn.

„Unter den Feigenbaum am Brunnen," sagte er. „Dort sehen wir den Pfarrer zum Frühdienst gehen und können ihn aufhalten."

„Ja," antwortete Eva, „unter den Feigenbaum am Brunnen!" Sie dachte: Es macht nichts, wenn uns die Mutter Clelia plaudern hört durch das Rauschen der Brunnenröhren hindurch, aus denen das Wasser immerzu in die Steintröge läuft. Es macht nichts. Ehe sie aufsteht und mich verlästern kann, wird es der Pfarrer wissen und alles in Ordnung sein ...

Vorsichtig suchte sich der Giacomino einen Weg durch die Rebstecken und das hügelige Land, das auf- und abgewellt war, bald tiefe Löcher hatte und wieder Steine und Felsstücke aus dem Boden streckte, über die ein Unachtsamer straucheln und fallen konnte.

Der Giacomino schritt vorsichtig aus, den Blick auf die Unebenheiten des Bodens gerichtet. Er trug eine liebe junge Last auf den Armen, die Eva, die sich ihm anvertraut hatte für die Wanderung durch den fremden Weinberg und den langen Weg durch das gemeinsame Leben. Die wollte er durch keine Unvorsichtigkeit erschrecken. Hinter ihnen blieb das Zeug liegen im Grase. Die roten Rosen vermischten sich mit dem weißen Untergrunde, und als Eva zurückblickte, sah sie nichts als ein Häuflein Plunder am Boden liegen, von dem man nicht unterscheiden konnte, ob es ein brauchbares Stücklein oder ein wertloser Fetzen war. Ihre scharfen Augen vermochten einen Schatten zu erkennen, der dunkel an der Mauer entlang glitt und zu dem Alessandro gehörte.

Hinter dem Feigenbaum stellte Giacomino seine Last ab und tat ein paar Züge, so tief, als schöpfe er den Atem aus dem entlegensten Luftbrunnen seiner Brust empor in die Lungen. Durch die Gasse fuhr ein Brausen. Der Morgenwind stand auf hinter den Bergen und strich über die Felsenkämme und die Alpe, bis hinab in die Dorfgasse.

Es begann zu dämmern, und die Mondhelle verlor sich in dem weichen grauen Dufte, der über dem Lande war. Ein verrostetes Tor knarrte in den Angeln, und Schritte hallten über die spitzen Steine der Dorfgasse.

„Komm, Eva!" sagte Giacomino.

Er trat dem Pfarrer entgegen.

„Eh," rief der, „heuer lenzt es früh! Gewöhnlich kommen die Pärchen erst nach der Kirchweih. Gott und die lieben Heiligen seien mit euch!" Damit ging er weiter und nahm zur Bürde des Festtages die Sorge auf sich, den beiden einen Weg ins gemeinsame Leben zu bahnen. Sie schritten hinter ihm drein und waren die ersten, die im Kirchlein saßen, als die Glocken zum Gebete riefen.

Mitten in der Kirche stand die Statue des heiligen Blasius, von einem Stachelkranz umrahmt. Sein Bart fiel lang herab auf sein violettes Bischofsgewand, das an den Enden und in den Falten brüchig geworden war von den Jahren und der Kirchenluft, die feucht und voll Verwesung war.

Eva und Giacomino knieten auf die grauen verwitterten Steinfliesen. Allerlei eingegrabene Schrift stand darauf und erinnerte an das Grab der Vergangenheit, das unter den Steinen war. Da unten lagen sie, einer über dem andern, ohne Särge in den Totenhemden, wie es Sitte gewesen in einer frühern, rauhen Zeit. Alle lagen sie da, die neben einander gelebt in den blinden Steinhütten des Dörfleins, die langsam den Landhäusern und den Villen mit den vielen Fensteraugen weichen mußten ...

Eng hielt sich das junge Paar zueinander. Sie dachten an das Leben und nicht an die Toten, über denen sie atmeten. Von dem Altar strömten Duftwellen von jungen Veilchen aus in den Dunst der Verwesung, und ein Veilchenstrauß stand vor der Statue des Heiligen.

Die Dörfler kamen herbei zu zweit und zu dritt, und wer eine Bresthaftigkeit mit sich durch den Winter geschleppt hatte, entzündete eine Kerze, ließ sie vor dem Altar weihen und steckte sie auf einen der stachlichten Zinken, die den Heiligen umstanden. Bald war keiner der Stachel mehr frei. Jeder hatte sein brennendes Licht bekommen, das knisternd und schwelend ankämpfte gegen die schwere feuchte Luft.

Zuletzt kam der Alessandro herbei. Er warf einen schrägen Blick dorthin, wo Eva und Giacomino knieten, überlegte einen Augenblick und trat neben die Eva. Das Mädchen kauerte sich dicht an den Giacomino heran und drehte eifrig seine Perlenkügelein zwischen den Fingern.

„Sie ist mein," sagte Giacomino, so laut, als es anging, ohne die Andacht zu stören, und legte den Arm um die Eva.

Dem Alessandro fiel es ein, daß die Muskeln des andern anschwellen konnten und hart werden wie Eisenstränge. „Das Ledigsein ist lustiger," versuchte er zu scherzen und trat von der Eva fort.

Vor ihm schritten die Mägdlein in ihre Reihe, die

Jakob Welti, Zollikon. Bildnis (1910).

Maria und die Anna Veronica, die Virginia und die Giuseppina.

„Das Ledigsein ist lustiger," wiederholte er, zupfte am keimenden Schnauz und reckte den Hals in die Höhe. Die Mägdlein stießen sich an, kicherten leise und wurden rot.

Unbemerkt fand die Eva den Weg zurück in ihre Kammer. Dort setzte sie sich auf den Bettrand und dachte über sich, das Leben und den Giacomino nach. Sie hörte, wie die Mutter in der Asche scharrte, den Blasebalg handhabte und den Kessel in den Kettenring hob.

Jetzt vernahm sie, wie der Pfarrer in die Küche kam und der Vater herbeisprang. Sie hörte, wie die Stimme des Vaters rauh aufbrauste und die der Mutter dazwischenzischte wie ein Schwall Wasser, das ins Feuer fällt... Endlich wurde es still.

„Sie sind einig geworden," sagte die Eva, holte ihr Festgewand aus der Truhe und begann sich zu putzen.

Vom Brunnen her tönte der Jauchzer des Giacomino zu ihr herauf, unterbrochen von dem kurzen Ruf des Stieres, den er zur Tränke führte.

„Torone," flüsterte sie, „Torone! Ohne dich wäre ich ein armes Geschöpf!" Ein Schauder lief ihr den Rücken hinab. Flink hörte sie auf, den Gedanken auszuspinnen, und schickte sich an, hinunter zu gehen zu den Eltern.

Die Küche war leer. Sie trat in die Kammer und sah, wie ihre Mutter ein Gewand aus der Truhe nahm, das sie noch nie bei ihr gesehen hatte. Es hatte einen altertümlichen Schnitt, aber war aus feinem Tuch, von dunkler Farbe mit kleinen goldenen Punkten darin.

„Das ist mein Hochzeitskleid, Eva," sagte sie und strich glättend über den Stoff, der kein einziges Rümpflein aufwies. Sie tat es mit so sanften Fingern, daß man wohl merken konnte, welch liebe Erinnerung dieses Gewand in ihr weckte.

„Ich habe es aufgehoben," fuhr sie fort, „und wartete darauf, es zu tragen am Brautfest meiner Tochter..."

„Du hast darauf gewartet, Mutter?" fragte das Mädchen.

„Seit deinem sechzehnten Jahre," antwortete die Mutter.

„Und hast mich von den Burschen fort und in die Kammer gejagt?" sprach atemlos die Eva.

„Ich tat dir, wie es meine Mutter mit mir getan hat," entgegnete sie.

„Wußtest du, diese Nacht?" fragte das Mädchen.

„Ich wußte, daß du achtzehn Jahre zählst, daß es Frühling wird und die Mutter Clelia die Augen aufsperrt, wenn die meinen zu müde zum Wachen sind!"

„Mutter!" rief die Eva.

„Tochter!" antwortete die Mutter.

Sie sahen sich eine Weile an, stumm, als wäre eine jede über die andere erstaunt. Dann fielen sie sich in die Arme und küßten sich.

Von draußen herein tönte das Geläute der Kuhglocken. Voran ging Giacomino, den Torone an Kette und Horn gefaßt. Der Stier war folgsam und stampfte feierlich, als kenne er die Bedeutung des Tages, neben seinem Gebieter her. Er hatte ein buntes Band um die Hörner geschlungen, und über den kurzen krausen Stirnhaaren hing ein Kranz frischer Weidenzweige. Vor der Hütte der Eva zwang Giacomino den Stier zum Stehen. Gleich hielt die ganze Herde an.

„Eva," rief Giacomino, „es geht auf den grünen Rain über der Guasta! Eva, es geht auf die Weide!" Dazu stieß er einen lauten Jodler aus.

Die Eva trat heraus, an der Seite der Mutter. Die Sonne stand im Mittagsglanze. Kleine blasse Wolken flogen durch das Blau des Himmels, das weit und hoch gespannt sich über den weißen Gipfeln der Berge wölbte.

„Bis zum Abend bin ich zurück; dann wollen wir feiern!" sagte Giacomino und stemmte sich nach rückwärts, um die Ungeduld des Tieres zu meistern.

Der Vater der Eva kam herbei.

„Ich werde dich begleiten," sagte er und trat neben den Giacomino. Jetzt konnte er den Stier nicht länger zurückhalten.

„Eva, meine Eva!" jubelte er und lief voran, die Muskeln am Oberarme bis zum Springen angespannt.

Die Herdentiere setzten sich sogleich wieder in Bewegung. Ihre Glocken klangen hell und jubelnd durcheinander in den Frühling. Erst als die erste Anhöhe begann steil aufzusteigen, tönte das Geläute langsam und geordnet und zog in feierlichem Tone durch das Dorf, darin die Stalltüren weit geöffnet waren und den dampfenden Winterdunst in die Gasse ließen...

---

# Die Totenschreiner.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Skizze von Carl Heinz Ammann, München.

Aus dem Kindervolk des Dorfes war eines Tages ein Verslein gekommen, und sie pflegten es in Marschweise zu singen; es fügte sich so am besten.

Rih-Rah- und Rehrainer,
Wie-Wah-Weiber, Totenschreiner!

Das war aber zu einer Zeit, wo am Rehrainbauern nichts mehr zu verlieren und wenig mehr zu retten gewesen wäre, und es schrieb sich her von einem vermessenen Wort, das er ab und zu aussprach, ohne Ahnung, wie er damit das Schicksal heraufrief, wenn er alle Weiber rundweg Totenschreiner hieß. Denn er hatte selbst ihrer vier auf dem Hofe, lauter eigenes Gewächs: sein Weib und drei Prachtswesen von Töchtern. Niemand wußte für sicher, wie der Mann zu dieser Meinung gekommen war; doch verlautete, es sei ihm einmal, und zwar durch Schuld eines Mädchens, quergegangen mit einer Liebschaft, die ihm tief ins Herz gegriffen hatte, worauf er in unverkochtem Unwillen die erste beste genommen habe: seine Gegenwärtige, ein folgsames und verlässiges Wesen, aber gering von äußerem Ansehen, genau wie ihr Sohn, der ihr bis aufs Tüpflein nachschlug. Das Wort des Bauern aber war bekannt und nicht minder auch, was es besagen wollte. Gleichwohl gab er eines Tages dem roten Ziegen-Quirin, dem kropfigen Schnapser mit dem Tröpflein an der Nase, der ihn zum Spott gefragt hatte, noch besondern